

Abend-



Zeitung.

Vierunddreißigster Jahrgang.

17.

Donnerstag, am 25. April 1850.

Der Fürst kommt.

Ein Lebensbild von K. W. Vogt.

In dem ***schen Gebirgsflecken M***bach herrschte früh am Tage reges Leben, was sonst eine große Seltenheit war, da die Herren Bürger daselbst alltäglich oder vielmehr allnächtlich in B**z**g*es Bierkeller den Berathungen über das öffentliche Wohl, Krieg und Frieden, Polizei und Rechtspflege zu obliegen und, wenn auch nicht immer den politischen Angelegenheiten und Beweggründen, doch stets den steinernen Krügen recht auf den Grund zu kommen pflegten.

Andere aus diesem Kreise haßten die Ruhe und den Stillstand; vor ihnen hatte sich eine lange Bahn eifrigen Wettstreites aufgethan, nicht bedächtiger Diskussionen und ernster Contemplation liebten sie sich hinzugeben, sondern ließen blind die Kugel walten und strebten nach dem Fall der Könige, nach dem Umsturze der, jedem Gläubigen dreimal heiligen Neunzahl. (Um Mißdeutungen zu verhüten und nicht etwa über den harmlosen Marktflecken M***bach das Ungewitter einer demagogischen Untersuchung oder einer Militärerecution heranzuziehen, muß

ich bemerken: daß jene Freunde der „Bewegung“ dieses ihr Trachten und Streben nur gegen die „bestehende Ordnung der Dinge“ auf der Regelbahn und gegen die aus Drechslermeisters Hand hervorgegangenen Regalkönige richteten.)

Der Fürst des Landes (ich will hier nicht bestimmen, ob dieser eine „Höchstieselben“ oder „Allerhöchstieselben“, eine „Durchlaucht“ oder „Hoheit“ oder gar „Majestät“ war; ob Er auf dem deutschen Bundestage [dem längsten Tage, welcher bei uns in Deutschland aus jedem Jahre ein Schaltjahr macht] gleich dem Cerberus 3 Stimmen hatte oder gar 4, so daß Er gleich der Windsbraut aus West, Ost, Nord, Süd zugleich sich vernehmen lassen konnte, oder gleich dem Janus 2, eine für den Rückschritt und die zweite — eben dafür, oder gleich jeder der 3 Speciallinien einer ausgestorbenen Linie eine $\frac{1}{3}$ Stimme, deren auch mancher Hofkapellsänger nicht mehr besitzt) hatte seine Staaten zu bereisen unternommen (ob nun diese wie Oestreich 3575,5 geographische Quadratmeilen enthielten oder wie Lichtenstein 2,5 dito? Solches gehört auch nicht hierher!) und allerbildvollst oder (siehe oben) bildvollst zu erlauben geruht: daß Allerhöchst (oder Höchst) Dieselben bis an

einem gewissen Ort als Landesherr dürften empfangen werden; aber von dort an wollten Allerhöchst (oder Höchst) Dieselben incognito weiter reisen oder vielmehr zu reisen Allergnädigst (oder Gnädigst) geruhen. — Mich wundert, daß bei uns Deutschen noch nicht der Ausdruck eingeführt ist, „geruhen zu geruhen“; z. B. „Allerhöchstdieselben haben allergnädigst recht sanft zu ruhen zu geruhen geruht“ ich mache die deutschen Sprachverbesserer und die preußische Staatszeitung auf diese linguistische Melioration (auch ein gutes Deutsch) aufmerksam. —

M***bach lag nun jenseits der Incognito-reiselinie seines allerhuldreichsten (oder huldreichsten) Monarchen und hätte sich daher nicht unnötig in Schweiß zu hezen gebraucht — aber: man las in Zeitungen so schöne Artikel über die allenthalben stattgefundenen Empfangsfeierlichkeiten — in der ehemals reichsunmittelbaren und (wenn man das Drangsaliren durch die Patrizier ausnimmt) freien Reichsstadt ****burg war zu abschreckendem Beispiele, vielleicht auch in Ermangelung eines Kezers? ein Ochse auf öffentlichem Marktplatz gebraten worden — man malte sich's mit lebhafter Phantasie aus, wie schön ein also beginnender Artikel in dem, treu dem Zeitgeiste des vorletzten Jahrhunderts huldigendem Journale „der Krebs“ sich ausnehmen würde.

„Auch der freundliche und gewerbsame „Marktflecken ***bach blieb nicht zurück, wo es galt, seine Loyalität zu beweisen in feierlicher Einholung unsers angebeteten Landesvaters 2c. 2c. 2c.“

Der Syndicus des Ort, ein Mann mit eilfhalb Kindern und 300 Thalern Besoldung, meinte besonders, er könne durch den Glanz des Allerhöchsten (oder Höchst) Empfanges die Allerhuldreichsten (oder Huldreichsten) Blicke Sr. Majestät oder Hoheit oder Durchlaucht auf seine betrübt Person und Umstände ziehen und sich eine Gehaltzulage oder Beförderung erwerben.

Der Oberbeamte schnitt sich ein Kreuzchen aus Goldpapier in seliger Vorahnung, heftete es in Stunden der Einsamkeit und Muße vorne

an seinen Frack und stellte sich wonnig lächelnd damit vor den Spiegel. Lätete es dann etwa plötzlich zu „Gottesdienst“ und Predigt, so nahm er seufzend das Kreuzlein ab, sperrte es in eine Chatouille, eilte (um nicht bei „hoher Regierung“ als lässiger Kirchengänger denuncirt zu werden) in seinen rothausgeschlagenen Betstuhl und

„schief getröstet ein,
„still sich freuend: wenn er wieder
„würd' alleine sein.“

Die Frauen und Töchter freueten sich, im Glanz' ihres Puzes alle, Jede alle Andern, zu überstrahlen — die Männer gedachten sich bei dem Freitrunke aus dem Gemeindefädel ein rechtes Bene zu thun kurz! Alles glühte von loyalen und patriotischen Entschlüssen und Gesinnungen.

So war es denn kein Wunder, daß in allgemeiner Volksversammlung auf dem B***ger-schen Sommerbierkeller (man steht, die unsträflichen ****bacher hielten noch strenge auf die ehrwürdigen Sitten unserer altgermanischen Stammväter zur Zeit des Tacitus) dem Vorschlage des eilfthalbkinder- und dreihundertthalerbegabten Syndikus zu feierlichem Empfange des Landesherrn eine freudige Acclamation folgte. Ja! die Begeisterung war so groß, daß man, in einstweiliger Ermangelung der benötigten Lampen zu festlicher Beleuchtung der Häuser, doch denselben Abend noch eine allgemeine Illumination sämtlicher Köpfe veranstaltete.

Des andern Tages begann man Pfähle einzusammeln auf dem Marktplatz und sie mit den Landesfarben zu bemalen; Kränze und Guirlanden wurden gewunden; an jedem Fensterladen, an jeder Haus-, Stadel-, Stall- 2c. Thüre wurde der Wahlspruch des Monarchen, den man von den landesherrlichen Münzen her kannte, mit schreienden Farben hingepinselt; die Damen und Weiber, die Fräuleins sowohl als die Jungfrauen schneiderten an festlichen Costümen, die Titular-Beamten ließen aus der Residenz, wo eben Jahrmarkt war, Fleckfugeln kommen, um ihre gestickten Uniformstragen in Integrum zu restituiren. Der Schulmeister des Ortes verbrauchte alle Wochen 3 Lactstäbe, um der

lieben Jugend die Nationalhymne (Melodie der Reuß-Schleiz-Köstlich'schen Nationalhymne) einzubl . . . , einzustudiren.

So war denn endlich heute der gesegnete Tag erschienen!

Früh um halb fünf Uhr schon war durch alle Straßen und Gassen, d. h. durch die einzige, aus zarter Sympathie in Form einer Wursthaut angelegte, frummlinige Zeile der Wohnhäuser und Ställe ****bachs die Reveille geblasen worden durch das Horn des — Kuhhirten. Wenn aber sonst auf dieses Zeichen nur die (um mich der Würde des Gegenstandes gemäß eines homerischen Ausdruckes zu bedienen) „breitgestirnten“ Rinder, „feinvließigen“ Schafe und „gebirgserkletternden“ Ziegen sich erhoben, um gemolken und dann gleich eben so vielen Schülern Geyners auf thaufrische Weide geführt zu werden, dort Blumenlese zu halten; wenn sonst die hochgeschürzten Mägde nur auf diesen Ruf horchten und der „göttliche“ Gumäos des Fleckens, welcher sich erst eine Stunde später von dem ambrossischen Lager erhob, denn sein bukolischer Genosse, weil seine pflegbefohl'nen Böglinge nicht erst des Melkens bedurften — so war heute jener schmetternd dröhnende Ton die (freilich nur Friedens-) Marseillaise, welche des Ortes untadlichen Bürgern zurief:

„Le jour de gloire est élevée!“

Die Frauen eilten in die Küchen, um für die heldenmüthigen Nationalgarden ****bachs „Etwas Saures“ zu kochen; die Männer warfen Schlaf- und Nachtmütze von sich, löschten die Gluthen des gestrigen „Brandes“ im kühlen Brunnquell und zogen dann nach rasirtem Wochenbarte und eingenommenem, den schlaffen Magen adstringirendem Morgenimbis ihre Uniform an: des Mavors schreckliche Rüstung!

Es war ein lautes Treiben allüberall:

„Der ruhige Bürger griff zur Wehr“,
„Die Straßen füllten sich, die Hallen,
„Und Kriegerbanden zieh'n umher.“

Doch nicht lange! — denn bald saßen sie Alle im Wirthshause vereint, um durch einen ansehnlichen Frühtrunk den wegen langen Nichtgebrauchs eingetrockneten Patriotismus anzufrischen

und die Kehle zum Vivatrufen einzuüben. Jeder dachte in seiner hochgesinnnten Seele:

„Ja, ich sitze gerne hier,

„Kann ich redlich sagen!

„Bei'm Gesang und Glase Bier

„Auf den Tisch zu schlagen.“

Die würdigen Frauen aber und des Ortes holdselige Töchter, nachdem sie sich gehörig auf- und die Mägde gehörig heruntergepußt, dann einen, und noch einen, und einen mit Grazie in infinitum wiederholten Blick in den Spiegel geworfen, schritten nun an das

„Bindet zum Kranze die goldenen Aehren,

„Flechtet auch blaue Kyanen hinein,

„Freude sollt' jedes Auge verklären,

„Denn heut' ziehet der Herrscher ein.“

Weiter war der Tag vorgerückt, höher die Sonne gestiegen, kränzbekannt und reich verziert die Gebäude jeder Art, die Straße duftete der ausgestreuten Blumen wegen bedeutend nach Heu; die Schuljugend, von ihrem schwitzenden, in hellblauen Tract, getupfte Halsbinde, rothe Sammetweste (die einst ein herrschaftlicher Sattelüberzug gewesen) und canariengelbe Beinkleider gehüllten Magister begleitet, erklimmte in die Landesfarben gekleidet bereits den Pfarrkirchthurm: um sich auf der um selben laufenden Galerie aufzustellen; die Beamten hatten ihre Kanzleien geschlossen und sich vor dem Posthause aufgestellt, wo sie sich gegenseitig Briefe boten, wichtige Mienen machten, mit der Rechten die Busenkrause ordneten, die Linke auf den baumelnden Degen stützten u.

Drei junge Leute, die Stuger des Ortes (es waren ein Apothekerprovisor und zwei Landdiener), welche reiten zu können behaupteten, schwangen sich nun in die Sättel der drei erträglichsten, von Bräuer, Wirth und Müller entlehnten Gänse des Fleckens und schlenderten gemächlich, um heimwärts desto besser jagen zu können, durch den langen, finstern und laut hallenden Thorweg einem unsern gelegenen Hügel zu, auf welchem man eine weite Aussicht nach jener Gegend hatte: von wannen der Vater des Vaterlandes erwartet wurde.

Es war besagter Hügel der allabendliche

Lieblingsspaziergang von ****bachs jüngern Subalternbeamten und Staatsdienstaspiranten, auf daß sie doch auch einige Aussicht hätten im Leben!

Der Thorweg aber, durch welchen ****bachs oberwähnte Horazier hinausritten, war mit gar sinnigen Emblemen und Inschriften verziert. So stand z. B. auf der Seite gegen Außen angepinselt:

„Durch diese hohle Gasse muß er kommen!“
Auf der innern, gegen den Platz (welcher ****bachs Forum, Corso, Merceria und „Pfund-
lentwiete“ zugleich ist) gerichteten Seite war aber zu lesen:

„Langweile Dich unter uns!“

In dieser letztern Inschrift hatte sich dem dilettirenden Apelles des Ortes nun freilich ein unlieber Schreibfehler eingeschlichen, da es eigentlich heißen sollte:

„Lang' verweile Dich unter uns!“

Doch ward dieser Schreibfehler von den harmlosen und zur Kritik nicht sehr ausgelegten Einwohnern unbemerkt gelassen, daher derselbe Sinn-
spruch noch heute an jenem Thorwege zu lesen ist, auch von Jedem getreulich befolgt wird, der sich Geschäfte halber ein paar Tage in ****bach aufzuhalten gezwungen sieht.

„Lautlos harrete die Front“.

Aller Blicke waren gegen den Hügel gerichtet, an welchem

„Klimmend, ein schimmernder Streif,
die Länderverknüpfende Straße, sich hin-
aufwand.“

Plötzlich erdröhnte dumpfer Donner von Böllerschüssen, ihm folgte Geläute aller Glocken ****bachs (der Armensünder- und das Sterbeglöckchen eingeschlossen waren deren Vier), die Nationalgarde stürzte mit theils verkehrt, theils schief aufgesetzten Tschakos, mit triefenden Bärten, noch ein Stück Wurst oder Semmel im Munde, aus der Kneipe und zu den Waffen mit einer Hast, als tönte wirklich das welterschütternde blutige

„Aux Armes, Citoyens!“ —

Mit dem „Fermez-Bataillon“ aber haperte es gewaltig, da

1) die furchtbare und von einem sehr be-

trunkenen Lieutenant kommandirte Nationalgarde, den Tambour eingeschlossen, nur aus 29 1/2 Mann bestand,

2) so auf die Seite geladen hatte, daß sie eine Linie bildete, als wollte sie dem heranziehenden Landesherrn die schiefe Schlachtordnung bei Leuftra anschaulich in Nuce veranschaulichen.

Wären sie marschirt, so hätte man von selbst vollen Rechts mit Schiller sagen können:

„Durch die grüne Ebene schwankt der
Marsch!“

Lücken riß — zwar nicht die „streichende Kartätsche,“ sondern — der Rausch, welcher hie und da einen erprobten Waffenträger schwindeln machte.

Endlich aber war die „Füllung“ doch so gelungen: daß die Wehrmänner wohl aneinander gelehnt standen gleich der „Form aus Lehm gebrannt.“

Staub wallte auf!

„und hurre, hurre, hopp, hopp, hopp!“

„kam's her in tausendem Galopp,

„wie wild die Rosse schnoben!

„und Rieß und Funken stoben!“

— es waren die Rosse der drei Curiazier, deren Reiter auf dem Felde der Ehre geblieben waren und erst später, etwas bestaubt und Gras mit Reifig in den Haaren, nachgehinkt kamen.

Hinter diesem sonderbaren Vortrabe oder vielmehr Vorgaloppe kam das von einer Staubwolke begleitete Herrscherpaar herangerollt und ich kann mich durchaus nicht enthalten, auch hier eine klassische Stelle zu citiren, nämlich:

„wie flogen Anger, Haid' und Land,

„wie donnerten die Brücken!“

Die ****bacher Nationalgarden machten einen schwachen Versuch, die Gewehre zu präsentiren da hielt der Wagen vor dem Postgebäude zwischen zwei Reihen von Beamten, welche sich so tief bückten, daß die Spitzen ihrer sonst wagerecht hängenden Degen frevelhaft gegen den Himmel gerichtet waren.

Während die Pferde gewechselt wurden, wendete sich der Fürst gegen den auf des Wagens einer Seite ihm zunächst stehenden Finanz-

beamten — mit bewundernswerther Raschheit und exacter Taktik aber machten die Justiz- und Polizeibeamten eine Schwenkung hinter dem Bedientenstige herum und stellten sich zwischen das landesväterliche Antlitz und die Finanzwürdenträger, so wie manches Mal der Mond sich fleghaft zwischen Sonne und Erde drängt. Nachdem also unter den Finanziers eine Sonnenfinsterniß hervorgebracht war, fand sich sämmtliche ****bacher Bürokratle auf's unangenehmste überrascht, als der Monarch statt Hulden- und Gnadenversicherungen Worte zürnenden Verweises zu spenden begann über Nichtachtung der landesherrlichen Befehle, Abhaltung von Empfangsfestlichkeiten, während doch solche verboten worden seien &c.

„Wir wollten das nicht haben,“ donnerte es aus dem mit Hermelin bemalten Wagen. „Wir wollten hier incognito durchreisen, und ihr habt Unsre Befehle nicht befolgt, habt die Bürger von der Arbeit abgehalten, habt die Gemeinde in Unkosten gesetzt &c. —“

Bebend standen die Beamten, lautlos die Menge — nur loses Volk und die herbeigeströmten Landleute lachten in's Häufchen, daß die „gnädigen und gestrengen Herren“ auch Jemand hätten, der sie wacker abkanzeln dürfe! — nur

„wimmernd hoch vom Thurm“ tönte es mit halb verhallenden und doch noch freischenden Kinderstimmen (zu deren Chorus der Magister so wüthend mit Händen und Füßen arbeitend den Takt schlug, daß er gleich einem arbeitenden Telegraphen anzusehen war):

„Heil Dir im Siegerkranz!“

Als nun der Fürst so zürnend, die Beamten so verblüfft waren, so zitternd dastanden, zu Boden ihre Blicke krochen und

„an die Rippen pochte das Männerherz,“ als der Herr Oberbeamte in maßloser Verlegenheit an die Stelle griff, auf welcher er so gern ein Kreuzchen gehabt hätte — da faßte sich der Bürgermeister des Ortes ein Herz, wie einst Horatius Cocles sich für das allgemeine Beste zu opfern, trat vor und hielt dem Fürsten folgende Standrede, deren sich ein Demosthenes nicht hätte zu schämen gebraucht:

„Was haben's denn jetzt da alleweil mit „Ihre „„Unkosten?““ wir haben ja all' die „G'schichten wegen Ihnen gar nit g'macht, „sondern weil wir morgen eine Premiß*) im „Orte feiern!“

Die ganze Rede war freilich nichts als eine, wenn auch grandiose, Nothlüge, aber sie erreichte vollkommen ihren Zweck: die „Honoratioren“ des Fleckens aus ihrer peinlichen Lage zu retten, den Wetterstrahl des landesherrlichen Unwillens von ihren Häuptern zu lenken und das grollende Ungewitter des Verweises verstummen zu machen.

Der Fürst wurde überroth im Angesichte und vermochte nunmehr die Worte heraus zu bringen:

„Wenn Das ist, dann dank' ich. — Fahr' zu, Postillon!“

Die Peitsche knallte, die Stränge wurden straff angezogen, das Sechsgespänn hegte sich in Trab und es ging hinaus in's Freie, wo nunmehr der Häupter kornschwerer Aehren sich vor dem Herrscher beugten.

Hoch vom Thurme quikste noch immer das „Heil Dir im Siegerkranz!“ aus den Herzen der „Honoratioren“ ****bachs rang sich aber ein schwerer Seufzer, welcher beinahe klang wie „Gott Lob! daß es vorüber und Er fort ist!“

Das Glück der Unterwürfigkeit.

(Ein historisches Idyllion.)

Chlodwig, jener berühmte Sieger über die Römer bei Soissons und über die Allemanen bei Zülpich, jener gefeierte Begründer des Frankenreichs und Glanzstern am geschichtlichen Himmel des 5. und 6. Jahrhunderts, jener König, bei dessen Uebertritte zum Christenthum eine Taube das heilige Salböl aus himmlischen

*) Erste Messe eines neugeweihten katholischen Geistlichen.

Regionen herniederbrachte — jener große Fürst hatte unter mehrern Kindern einen Sohn, dem er vorzugsweise seine Liebe zuwandte. Der Liebling hieß Thierry und war ein Jüngling von ausgezeichneten Eigenschaften. Eins nur stand seiner vollkommensten Liebenswürdigkeit und Anmuth entgegen: eine grenzenlose Ehrsucht, die ihn unruhig umhertrieb und mit seinem Loose unzufrieden machte.

Der König bemerkte dies und befragte ihn eines Tages theilnehmend über sein unstätes, nicht selten mürrisches Wesen.

„Ich will es nicht leugnen,“ erwiderte Thierry: „ich fühle mich unglücklich. Zwar bin ich noch jung, aber zum Herrscher über Land und Leute an Geist wie Körper gereift. Darum bin ich es auch überdrüssig, zu gehorchen; ich will herrschen. Warum hab' ich nicht, wie Ihr, einen Staat zu regieren, warum nicht Unterthanen und ein Heer, um mich an dessen Spitze zu stellen? Ihr könntet mich leicht glücklich machen. Eine von Euren eroberten Provinzen würde hinreichen, meine heißesten Wünsche zu befriedigen.“

Chlodwig lächelte: „Du beklagst Dich über Dein Schicksal? Hast Du nicht Alles, was Du begehren kannst? Freuden in Fülle, Ehre, Macht und Reichthum? Wozu bedürstest Du des Scepters? — Indessen will ich Dir Deine Bitte nicht ganz abschlagen, aber ich setze Dir zuvor eine unerläßliche Bedingung. Du sollst nämlich einen Menschen suchen, der ganz glücklich ist. Es würde meinen Stolz als Herrscher verletzen, wenn es Jemanden gäbe, der sich für glücklicher halten könnte, als mein Sohn sich dünkt.“

Der Jüngling war sehr erfreut über diese Erklärung und rief: „Noch, eh' es Abend wird, werd' ich Euch beim Worte halten!“

Thierry begab sich zuvörderst zu dem Schloßhauptmann seines Vaters und legte ihm die verhängnißvolle Frage vor: ob er sich nicht glücklich schätze?

„Ich mich glücklich schätzen?“ rief der Gefragte. „Steh' ich nicht eben so unter den Befehlen eines Gebieters, wie Ihr unter dem

Willen eines Vaters? Bin ich nicht, so hoch ich stehe und so viel ich vermag, den Launen des Königs preisgegeben? Ach! sucht Euch anderwärts einen Menschen, dem nichts zu wünschen übrig bleibt.“

Thierry befragte nun außer den Hofbedienten alle diejenigen, welche die höchsten Würden und wichtigsten Aemter im Staate bekleideten, aber er fand bei Allen, deren Glanz von dem großen Haufen beneidet wird, nur Sorge, Angst und Langeweile, nur Hänke, Trug und Lug, Eifersucht und verächtliche Verleumdung.

Der Jüngling verließ hierauf den Hof und begab sich zunächst zu seiner Mutter, der Geliebten des Königs, die nahe bei der Residenz in einer der anmuthigsten Gegenden ein prachtvolles Schloß bewohnte. Die köstlichen Gebäude, die reizenden Gärten, die freundlichen Umgebungen verkündeten ihm, daß hier die Freude und das Wohlbehagen ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben müßten. Aber als Thierry in das Zimmer seiner Mutter trat, schwamm ihr Auge in Thränen. Bestürzt, fragte er sie nach dem Grund dieser Betrübniß.

„Ach!“ seufzte sie, „lieber Sohn! Ich fürchte, daß des Königs Liebe zu mir erkaltet ist. Seit zwei Tagen ist er nicht bei mir gewesen, und ich habe erfahren, daß er seine Gunst der jungen Gertrude geschenkt haben soll. Man hat mir ihre Schönheit und ihre Verschmittheit gelobt, und es bleibt fast kein Zweifel, daß sie mich verdrängen wird. Auch wird mir die Königin es nie verzeihen, daß ich des Königs Liebe mit ihr getheilt habe. Welch' ein qualvolles Leben! Ach, ich bin das unglücklichste Weib auf Erden!“

Thierry hatte jetzt nicht einmal den Muth, die Veranlassung zu seinem Besuch zu offenbaren. Nachdem er seine Mutter zu beruhigen gesucht hatte, entfernte er sich wieder.

Er beschloß, zu der Königin zu gehen. Diese aber empfing ihn mit Geringschätzung, und konnte ihren innern Groll gegen den Sohn ihrer Nebenbuhlerin nur mit großer Anstrengung verbergen.

Thierry schloß mit Recht, daß ein so erbittertes und rachsüchtiges Gemüth nicht glücklich sein könne.

Es lebte zu jener Zeit ein berühmter Barde, der die Gunst des Königs besaß. Er war der Hofsänger und besang die Thaten Chlodwig's, wofür er Reichthümer, Aemter, Würden und Auszeichnungen aller Art erhielt, etwas, was längst nicht mehr Sitte ist. Thierry ging zu ihm, und befragte ihn, ob er mit seiner Lage zufrieden sei?

„Bis heute,“ erwiderte er, „hab' ich nicht eben Ursache gehabt, mich zu beklagen; aber ein alter Barde, der sich meinen Freund nannte, mir es aber nie verzeihen konnte, daß ich, dem Könige zu gefallen, ein Christ geworden war, hat ein Gedicht verbreitet, eine bittere Satyre auf den Uebertritt Chlodwig's zur christlichen Religion, und man hält mich für den Verfasser. Stellt Euch, mein Prinz, nun selbst die Angst vor, in der ich schwebe. Jeden Augenblick erwart' ich, daß mich des Königs Trabanten verhaften werden.“

Thierry suchte den geängstigten Barden Muth einzusprechen, und verließ ihn sehr übelgelaunt.

Er hörte von einem Einsiedler, ein Muster von Frömmigkeit und Klugheit, welcher sich aus dem Gewühl der Welt in die verborgenste Einsamkeit zurückgezogen hatte. Er galt zugleich allgemein für ein Orakel der Weisheit.

Thierry begab sich zu ihm, nicht ohne Hoffnung, daselbst zu finden, wornach er bisher vergebens gesucht hatte.

„Glücklicher Aamin!“ redete er ihn an. „Lehrt mich, wie Ihr es macht, um mit Euch und Andern zufrieden zu leben?“ —

„Glücklich nennt Ihr mich?“ entgegnete der Einsiedler. „Ach! auf dieser Welt gibt es kein Glück! Dieses Leben ist nur eine Zeit der Prüfung, der wir uns Alle unterwerfen müssen, um zu jener himmlischen Glückseligkeit zu gelangen, zu der wir berufen sind.“

Thierry verstand diese Sprache nicht und kehrte mißvergnügt dem Einsiedler den Rücken.

In Gedanken vertieft über den mißlungenen Versuch seiner Nachforschungen wurde er im

Balast seines Vaters durch einen lustigen Gesang und schallendes Gelächter aus seinen trüben Betrachtungen aufgestört. Er hob den Kopf empor und um sich blickend, wurde er Caribert, den Hofnarren des Königs, gewahr.

Es wäre doch sonderbar, dachte Thierry bei sich selbst, wenn die Narrheit ein Merkmal des Glücks wäre.

„Du bist wohl recht glücklich, Caribert?“ fragte ihn Thierry.

„Wie ein König!“ war die Antwort. „Doch nein, nicht wie ein König! Ich wollte sagen, wie ein Narr, denn er braucht ihn, um sich zu belustigen.“

„Endlich hab' ich gefunden, was ich suche!“ jubelte Thierry in seinem Innern.

Aber in dem nämlichen Augenblick verlor Caribert, während er tolle Sprünge machte und Fragen schnitt, einen köstlichen Halschmuck, ein Geschenk Chlodwig's. Die Perlen und seltenen Steine, die an einander gereiht waren, rollten die Stufen der Balasttreppe hinunter. Caribert stieß einen Schrei des Schreckens aus, wie ein Kind, dem man sein Lieblingspielzeug gewaltsam entreißt, und brach in laute Wehklagen aus.

„Das ist also der, der sich für so glücklich hält,“ sagte Thierry, und mit einem verächtlichen Blick ging er an ihm vorüber.

Der Jüngling begab sich jetzt zu seinem Vater, und stattete ihm Bericht von dem Erfolge seiner Nachforschungen ab.

„Es gibt,“ endete er, „keinen glücklichen Menschen in Eurem ganzen Königreiche, und mir bleibt nichts übrig, als Euch selbst zu fragen: ob Ihr glücklich seid?“ —

„Ich?“ erwiderte Chlodwig mit einem Seufzer, „welch' ein Irrthum! Das Glück überschüttet mich mit Gunstbezeugungen, fast ganz Gallien erkennt mich für sein Oberhaupt. Die Schlacht bei Zülpich hat meinen Ruhm auf ewig gegründet. Man unterwirft sich mir von allen Seiten, und doch bin ich noch nicht zufrieden. Hier und da erneut sich der Widerstand gegen meine Waffen und trotzt meiner Macht. Nein, mein lieber Sohn! Das Glück ist nicht immer in dem Besitz derer, die sich

seiner am meisten zu erfreuen scheinen. Es gibt indeß auf der Erde noch Glückliche. Wenn Du sie nicht gefunden hast, so lag die Schuld an Dir. Du hast nur immer die Augen nach denen gerichtet, die hoch stehen, nicht auf die, welche tief unter Dir sind. Hättest Du das gethan, so würdest Du gefunden haben, wie Dein Loos des Neides werth ist. — Sieh! fuhr Ehlodwig fort, indem er ein Fenster öffnete, „sieh hier einen Menschen, der den Acker bestellt; Zufriedenheit glänzt in seinen Augen. Befrag' ihn und bringe mir Kunde von seiner Antwort.“

Ehierry lief eilig zu dem Landmann.

„Ehrlicher Mann,“ fragte er ihn, „Ihr scheint sehr glücklich zu sein?“

„Ja, das bin ich! mir fehlt nichts! Ich habe guten Appetit, festen Schlaf, eine brave Hausfrau und gute Kinder. Das Feld, das ich hier bestelle, gehört mir zwar nicht, sondern dem Herrn, dessen Unterthan ich bin, aber er sorgt für meinen Lebensunterhalt und beschützt mein Hüttendach, daß ich ruhig darin wohnen kann.“

Ehierry kehrte zu dem Könige zurück und erzählte ihm die Unterredung mit dem Bauer, aber etwas verwirrt.

„Jetzt, mein Sohn, will ich das Dir gegebene Versprechen halten,“ sagte der König. „Du hast endlich einen glücklichen Menschen gefunden. Es steht nun nur noch bei Dir, es auch zu werden. Wähle Dir eine meiner Provinzen, die Deinem Ehrgeiz am meisten zusagt. Von diesem Augenblick entbinde ich Dich jeder Art von Unterwürfigkeit, die Du mir als König und Vater schuldig bist.“ —

„Nein, Sire!“ rief Ehierry aus und neigte sich demüthig zur Erde: „Ich erkenne meinen Irrthum und meinen Fehler. Ich will Euch gehorchen und darin mein Glück finden. Ich bin Euer Sohn und Vasall, Ihr seid der Vater und Herr, dessen Arm mein Dach vertheidigen wird, damit ich darin der Ruhe genießen kann, die alles Glückes Grundstein ist.“

Edw. v. B. . . . stein.

Der Segen des Vaters.

Bruchstück aus „Johannes,“ Roman von Hermann A. Werner.

(Schluß.)

Der gute Mann hörte ihn so leutselig an, als es sich für seinen Stand, gegenüber einem Nacht- und Flurwächter, schickte. Als er aber gehört hatte, daß es sich um Gespenster handle, meinte er, es sei besser, sich seiner theuern Gemeinde zu erhalten, als Leib und vielleicht gar Seele und Seligkeit an eine Sache von so prekärer Natur zu setzen. „Ein rechter Bürger,“ sagte er sich nämlich, „muß lieber für sein Vaterland leben, als sterben, denn welches ist schwerer?“

Man sieht, daß es aus reinem Patriotismus geschah, wenn er den erschrockenen rathlosen Michel anfuhr, daß Jeder thun solle, was seines Amtes sei, und nicht Andere in das seinige hineinziehen. „Ich bin Schulze und Ihr die Polizei! Ich habe nur mit dem Delinquenten zu thun, den Ihr mir in's Haus bringt. Geht also, den zu fassen, dann wollen wir sehen. Ueberdies weiß ich nicht, ob mir die ganze Geschichte etwas angeht, denn trotz meiner dreiundzwanzig Jahre Dienst habe ich mit Geistern noch nichts zu thun gehabt, auch steht von keinem Geist was im Reglement. Also geht und thut eure Pflicht, und laßt mich ungeschoren, fangt Ihr ihn aber, so bringt ihn auf's Consistorium, oder meinethwegen zum Pfarrer oder Superintendenten, die haben mit den geistlichen Dingen zu thun.“

Er schlug das Fenster zu, und Michel stand trost- und rathlos. Also sein Vorgesetzter ließ ihn im Stiche. Was freilich konnte es dem verschlagen, im warmen Bette, ob die Geister (ein Heer meinte er davon gesehen zu haben) dem armen Gemeindediener an den Krage gingen. Aber mußte er als Schulze nicht eben so gut für's Gemeinwohl sorgen? Diese Frage wagte sich der an dienstschuldigen Gehorsam gewohnte Michel nicht zu beantworten.

Verzweifelt rannte er zum Schulmeister; „das ist der einzige Mann von Gewicht, der

Rath und That hat.“ Daß es Mittel gebe, Geister zu bannen, wußte der Beschützer der Menschen. Wofür hätten denn sonst die Herren Geistlichen das sechste und siebente Buch Moses für sich behalten. Und auf Schulen würden gewiß auch solche Dinge gelehrt, denn wozu seien sie denn sonst da? Könnte doch ein Jeder das Predigen und Sagen allein lernen.

Der Schulmeister war der Rettungsanker, auf den er vertraute, und er täuschte sich nicht. „Geister“ sagte dieser jedoch, als er den Bericht angehört, „Geister gibt's gar nicht, Michel, und das sind Narren, die daran glauben, wie die an Hexen!“

„Man weiß, was man weiß,“ dachte Michel, jedoch ohne seine Gedanken durch etwas Andres als ein Kratzen hinter'm linken Ohr zu verrathen. Gab's denn nicht ehedem Hexen genug? Jetzt habt Ihr kluge Herren sie nur mehr im Zaum und behaltet Eure Weisheit klüglich für Euch. Böse Geister gibt's, all' Euer Leugnen hilft nichts, haben wir doch eben eine Probe vor uns!“

„Wenn es aber welche gibt, so spuken sie in Euerm Hirn wo sie verborgen sind wie Funken in der Elektrirmaschine, und nur bisweilen losplagen,“ fuhr der Schulmeister fort.

„Na! da haben wir's,“ meinte Michel wieder im Stillen. „Sind sie drinnen, so können sie immerhin auch herauskommen, wenn wir todt sind, und unsere Schädel auf dem Kirchhof faulen.“

„Daß ich Recht habe, und daß Euer Geist nichts zu sagen hat, sollt Ihr gleich sehen,“ fügte er hinzu, nachdem er sich angekleidet, eine Laterne angezündet und eine Bibel unter den Arm genommen „für alle Fälle.“

So zogen sie nach dem Kirchhof. Herr Rebstock brauchte seinen zweiten Schlüssel zu seiner großen Ueberraschung nicht — das Thor war offen. Er drückte bei dieser Entdeckung die Bibel fester und schüttelte den Kopf. Michel aber sah nun wohl, daß es nicht richtig sei, und war nicht zu bewegen, noch einen Schritt zu thun. „Er wollte seine arme Seele nicht unnütz opfern,“ meinte er. So wagte es Herr Rebstock allein. Er umging, dicht vorm Gesicht

die Laterne haltend, die Kirche, und bemerkte so das Loch nicht, das schon seinen Johannes verschlungen hatte. Mit einem Schrei verschwand er sammt dem Licht.

Dieser Schrei, dieses Verschwinden des Lichts war für Michel das Signal zur Flucht. Er rannte heftig von dannen, und murmelte vor sich hin: „Den haben sie nun unten, Gott sei seiner armen Seele gnädig.“

Wer war nun der böse Geist, der so viel Unheil angerichtet hatte und der Anlaß war, daß der tapfere Nachtwächter alle weltliche Ordnung vergessend, das Heil seiner Seele zu wahren suchte, indem er sich bis über den Kopf in sein Bette begrub? Das war Niemand anders als unser Freund Melchior. Frau Anne war um halb Elf erwacht, erwacht von einem Traum, einem wunderbaren Traum, der ihr zum dritten Male kam. Und weil sie nun wußte, wie richtig ihre Träume gingen, stand sie auf und bewegte ihren Melchior, nach dem Kirchhof zu gehen an die und die Stelle (sie beschrieb den Platz ganz genau, und Melchior kannte ihn, und hatte schon oft seine Betrachtung gehabt an dem Steine, der dort so roth heraus sah). Dort liege ein Schatz verborgen, reich genug, dem Schulmeister zehntausendmal sein Recht geschehen zu lassen. Frau Annen's Gemahl war natürlich nicht so rasch geneigt ein Abenteuer zu bestehen, bei dem es ja, wie die Erfahrung gelehrt, an Schrecken der Hölle, an wilden Schatzhütern, überhaupt an böswilligen Geistern nicht fehle. Indessen ergab er sich nach langem Hin- und Herreden in sein Schicksal, jedoch nur unter Einer Bedingung. Frau Anne sollte außen an der Mauer Wacht halten, um, wie er sagte, ihn zu benachrichtigen, wenn Gefahren sich zeigten. Vielleicht auch weil er glaubte, daß es ihr, die schon manch' einen Helden in Schrecken gesetzt, gelingen werde, etwa erscheinende böse Geister zu verscheuchen. Lieber hätte er sie freilich in der Nähe gehabt; aber darauf ging sie in keinem Falle ein. Und so blieb es dabei, daß sie außen wachen solle, um Wache zu halten und nöthigenfalls den gehobenen Schatz wegschleppen zu helfen.

So waren sie an das Werk gegangen.

Frau Anne hatte lange Zeit ausgehalten, bald aber fühlte sie ein wunderliches Unbehagen, ihr starker Geist wurde von mancherlei Schreckensbildern erregt, die unheimliche Nacht machte sie frösteln. Die Zeit ward ihr unendlich lang, während welcher sie das Jubelgeschrei Melchior's jeden Augenblick erwartete. Die Viertelstunde kam ihr noch länger vor, als die, welche Johannes vorhin wartend verbracht hatte. Von einem Frösteln, welches trotz ihrer glühenden Stirn über ihrem Rücken herabrieselte, bewogen, trat sie endlich den Rückweg an, indem sie sich mit dem Gedanken tröstete, Melchior werde auch so finden, was er solle, und was ihr so nun einmal bescheert wäre.

Erwartungsvoll hatte sie sich daheim auf die Ofenbank gestreckt, und eben zum hundertsten Male aufgehört, als Jener athemlos, aber mit leeren Händen heimkam und vor Furcht und Frost zitternd von dem Bösen erzählte, der ihm leibhaftig erschienen sei und ihn fortgejagt habe.

Diese Rede war ein Donnerschlag für die arme Frau. Sie weinte über ihr böses Geschick, dann über den Mann, der sich vor Dingen fürchte, die nothwendig beim Schatzgraben vorkommen müßten. Daß er ein einfältiger, ganz dummer Mann sei, verhehlte sie ihm nun gar nicht, auch nicht, daß er ihr böses Schicksal sei, der alles Glück, so goldig es sich ihr auch zeige, ihr abwendig mache.

„Und ist der Schatz dahin, so sollst Du nun auch den Spaten, Hacke und Sack wiederholen, trotz Deinem Teufel, Du — selbst dummer Teufel!“ Und dieser Strafe entging er nicht, jedoch bestand er darauf, daß seine Ehegossin ihn begleite.

So wurden diese verrätherischen Utensilien entfernt, ehe noch Herr Rebstock auf dem Plage war.

Nun aber, nachdem die beiden Eheleute Frost, und Michel Unverzagt Sicherheit und Muth unter den Bettdecken gefunden haben, wollen wir sehen, was die armen Liebenden indessen angefangen haben.

Zunächst, was Dortchen anbelangt, so hatte sie lange gewartet, ob nicht Johannes sich wie-

der einfinden würde. Sie hatte den ersten Schrei, den er ausstieß, wohl gehört, und als gleich darauf das schwere Ungeheuer auf sie fiel, war sie überzeugt, es sei gekommen, sie für diese Nachtwanderung zu züchtigen, nachdem es ihrem Freunde den Garaus gemacht habe. Seine rasche Flucht überzeugte sie aber, daß das auch ein Gejagter sein müsse, der nicht Tod bringe, sondern fürchte; und sie beschloß Johannes Rückkehr zu erwarten. Nach langen, natürlich vergeblichen Harren schlich sie heim, ungewiß, ob sie seinen Tod oder seine Untreue beweinen solle. Glücklicherweise und unbemerkt erreichte sie ihr hartes Bett, und verschlief allen Schmerz, nachdem sie beschworen, nie dem Geliebten wieder eine Zusammenkunft zu gewähren, möge er auch drängen, so sehr er wolle — wenn es jedes Mal so schrecklich zugehen sollte. Diesen Schwur hat sie gehalten bis nach drei Jahren, wo aus Jungfer Dortchen eine Frau Dortchen wurde, mit Sang und Klang vor'm Altare.

Jetzt zum Johannes.

Nachdem er so unwillkürlich in die Grube gefahren, stand er eine Weile erschrocken und ganz betäubt. Sein frischer Muth gewann aber bald die Oberhand. Er erinnerte sich der unterirdischen Gruft. Ost hatte er sich in ihr herum getrieben und mit Kameraden Bersteck hinter den aufgeschichteten Särgen gespielt. Die Treppe, der Eingang, die unverschlossene Fallthüre kamen ihm in's Gedächtniß. So fühlte er sich tappend zurecht, öffnete mit dem Kopfe die Fallthüre, und stieg empor. Er stand an der bekannten Stelle vor'm Altare.

Die Kirche war dunkel und unheimlich; jedoch nicht für ihn, der die ersten Schauer leicht überwand. Er zog die alte morsche Decke vom Altare. Daß alle Zugänge wohl verschlossen seien, wußte er; denn es war sein Geschäft, jedweden Sonntag die Thüren zu schließen, also vor Tagesanbruch kein Entrinnen — legte sie auf den Boden zusammen, und sich darauf. So entschlief er sicher und sorglos, wie in seiner Kammer im warmen Bette und als wäre er vom Vater Rebstock bewacht.

Das geschah, als an diesem sein eigen Unglück sich wiederholte.

Dortchen hatte der Böfewicht in seiner romantischen Lage ganz vergessen. An sie dachte er zunächst, als er den herben Angstschrei vernahm aus der Tiefe der Gruft, der für Michel das Signal zur zweiten Flucht war, da er ihm sagte, daß nun sein guter Schulmeister dahin, und es an der Zeit sei, das eigene kostbare Leben zu retten.

Indessen verharrete Johannes bei dieser Täuschung nicht lange. In dem Aechzen, das unter seinen Füßen aufstieg, erkannte er seines Vaters Stimme.

Nur einen Moment war er in Zweifel, ob er die Flucht ergreifen oder seinem Vater beispringen sollte. Dann öffnete er die Fallthür auf's Neue, und rief ihn mit lauter Stimme. Der Alte dachte zuerst an Wunder, als er diese Stimme hörte! Sie klang ihm wie die eines Engels vom Himmel.

„Bist du es, mein Johannes?“ fragte er erstaunt. „Und wie kömmt Du hierher zu dieser Stunde? Und als wollte er diese Fragen verdrängen, zog er, als er die Treppe erstiegen, seinen Sohn an sich, und nahm dessen Hand. Ja Du und Dein Schicksal, ihr habt das Rechte gewählt! Hier ist immer Sicherheit, und selbst die Schrecken dieser Nacht können nicht an uns rühren. Sein Auge ruhte leuchtend auf Johannes, der beschämt niedersah. Der gute Alte wollte nichts Irdisches, Gemeines in die Kirche hinein tragen, und fürchtete, durch Fragen die frommen erhabenen Gedanken, die seinen Johannes hierher geführt haben mußten, zu entweihen.

Herr Nebstock hatte die Schlüssel, der auch die Kirche schloß, verloren, und die zerbrochene Laterne lag erloschen unten im Gewölbe. So theilte Johannes nun das Lager, das er sich vorherhin bereitet hatte, mit dem Alten. Keiner aber schlief; Johannes aus Gewissensbissen, der Vater aus frommer Bewegung; doch keiner sprach ein Wort.

Als nach zwei Stunden das erste Tageslicht durch die Fenster schimmerte, erhob sich der Schulmeister und schritt in heftiger Erregung auf und nieder.

„Johannes“ sprach er, Du hast von selbst den Ort des Heils gefunden! Das ist mir ein

gutes Zeichen, Du wirst mir ihn immer finden, auf der Wanderung durch das Leben, das Du jetzt beginnst (Dem Knaben wollte dieser fromme Wunsch nicht ein, so plump dem Himmel in den Schoos zu fallen, wie gestern in die Kirche). Höre noch drei Worte von Deinem Vater, in denen Alles liegt, was er Dir geben kann.

„Der Himmel hat Dich mit trefflichen Gaben gesegnet. Dein Herz ist rein, Deine Seele tugendhaft, Dein Geist heiter und beweglich. Aber Frommsein und Redlichkeit, Fleiß und Anlagen genügen noch nicht, um in der Welt glücklich zu werden. Was nützen sie Dir, wenn Du keine äußere Stellung findest, um Etwas zu wirken?“

„Bücke Dich, mein Sohn, so kömmt Du durch die engsten Windungen des Lebens hindurch. Du brauchst ja Freunde und Gönner, die Dich stützen, und Dir rathen. Was wäre ich ohne den Consistorialrath? Und was wäre wieder er gewesen ohne Gunst? Bücke Dich, mein Sohn! Denn die, vor denen Du Dich beugst, thaten eben so, ehe sie groß wurden. Haben Sie nicht ein Recht, Gleiches von Dir zu fordern?“

„Daß also nicht bittere Erfahrungen Dich belehren müssen, höre meine Erinnerungen, und beherzige sie!“

„Wer nicht befehlen will, muß gehorchen, wer lehren und leiten will, muß hören und folgen gelernt haben. Darum hüte Dich vor allem Stolz, selbst auf Deine guten Eigenschaften; vor allem Prahlen mit Deinem Wissen, vor allem Eigenwillen, der eigene Einsicht höher setzt als fremde. Mache Dir Freunde unter Deines Gleichen, ja sogar unter Niederen. Des Herrn Hund schmeicheln ist der beste Weg zu seinem Herzen. Demuth ist der Weg zur Erhebung. Demuth verhüllt fremde Schwächen, und das ist die erste Bedingung, welche die Großen an uns stellen. Sie wollen allenthalben stark sein. Nimm an, sie wären es; geh' auf ihre Täuschung ein; Du nimmst Dir ja nicht, was Du ihnen zulegst. Bestehe nie auf Deinem Sinn, wenn fremde Meinungen gegen Dich auftreten, das erweckt sogar Achtung vor Deinem Verstand, denn Jeder, mit dem Du

umgehst, wird Dich für ein Licht der Welt halten, da Du stets mit ihm übereinstimmst. Laß Schwarz Weiß, und Weiß Schwarz sein! Was schadet's? Du darfst ja immer denken, wie Du willst.

„Die Schlingpflanze windet sich um den starken Ast; der junge Baum lehnt sich an den Pfahl. Thue Du auch desgleichen! Und halte den Wahlspruch fest: „Bücke Dich! um durch's Leben zu kommen.“

Johannes schüttelte heimlich den Kopf und sagte laut ja, und befolgte also unmittelbar die Mahnungen seines Vaters wider Willen. Der aber legte die Hand auf sein Haupt, und Johannes hörte ihn einen Segen flüstern, aber die bittere Thräne in seinem Auge und den Zug ironischer Verzweiflung um seinen Mund, sah er nicht. Darauf schritt Herr Rebstock heftig die Kirche entlang, zwängte ein niedrig Fenster aus den Fugen, und sprang hinaus in's Freie, Johannes ihm nach. Hand in Hand mit dem Alten betrat er zum letzten Male das Vaterhaus.

Eine Stunde später verließ er es, von tausend Segenswünschen und seinem Vater begleitet. „Gesegnet sei Dein Ausgang!“ murmelte dieser. „Kehre einst heim, wie die Taube mit dem Delzweig zum Noah zurückkehrte, so Du zu mir den Frieden im Herzen, und das Glück auf Deinem Haupte.“

Und weiter sprach er kein Wort mehr; auch bei der Trennung nicht. Er weinte bloß, und die Thränen des Abschieds fielen auf das Haupt des Knaben.

Ein Autor der Jetztzeit.

In einem Restaurationslokale einer großen deutschen Handelsstadt saßen eines Abends zwei Männer im traulichen Gespräche begriffen, bei einer Flasche Wein. Der eine gehörte dem dramatischen Künstlerstande an, der andere war ein Kaufmann. Ihr Gespräch drehte sich eine

Zeitlang um das, was jetzt am meisten interessiert, die Politik, und ging dann zu dem, worüber ausübende Künstler gern sprechen, zum Theater und zur Musik über. Da trat plötzlich ein ziemlich corpulenter junger Mann mit einem Vollmondsgesichte zu ihnen in's Zimmer, warf sich mit einem gewissen Embares in einen Stuhl und beehrte von dem eintretenden Kellner eine Erfrischung. Der dienstbare Geist brachte das Verlangte und entfernte sich dann wieder. Die Borerwähnten fuhren — ohne sich um den Neuangekommenen zu bekümmern — in ihrer Unterhaltung fort, bis dieser sich ihnen näherte und die Bitte äußerte: „Meine Herren, erlauben Sie, daß ich Theil nehme am Gespräch?“

„Warum nicht?“ war die höfliche Antwort.

„Sie sprechen vom Theater, meine Herren? Sie sind Schauspieler, nicht wahr? Bei der hiesigen Bühne engagirt?“

„Ich bin nicht so glücklich,“ erwiderte der ältere der beiden Gäste. „Uebrigens ist dieser Herr hier Kaufmann.“

„Ach so, aber Sie sind doch Künstler — ich habe Ihnen das gleich angesehen,“ versetzte der neue Gast. „Vielleicht auf Gastrollen hier?“

„Es könnte sein,“ sprach lakonisch der Schauspieler.

„Herrliche Bühne, die hiesige, besitzt tüchtige Kräfte, ist regsam, wie selten eine in Deutschland — gutes Repertoire — gibt Novitäten über Novitäten — wird da nächstens wieder eine erscheinen — haben doch davon gehört, macht jetzt überall Furore.“

„Welches Stück meinen Sie?“ frug der Schauspieler.

„Nun — Das Revolutionsungeheuer von Greifenmann.“

— „Und das macht Furore?“

— „Allerdings! Mein Gott, lesen Sie keine Journale?“

— „Doch, aber eben deshalb trau' ich nicht recht, man hat Beispiele, daß Journale für einige Louisd'or ein Stück, das sie nicht einmal kennen, bis in die Wolken erheben und ein anderes, dessen Verfasser sich nicht die Mühe gibt, oder es im edlen Selbstbewußtsein verschmäht, ihr Lob zu erkaufen, verb herunterreißen. Das

könnte vielleicht auch bei dem als ein Meisterwerk ausposaunten Revolutionsungeheuer der Fall sein.“

— „Was denken Sie? Das ist doch nicht gut möglich — der Verfasser hat es ja schon in den bedeutendsten Städten Deutschlands öffentlich gelesen und die Berichte lauten von allen Seiten sehr günstig.“

„Möglich, aber ich urtheile nicht eher, bis ich selbst es gesehen habe.“

— „Dazu werden Sie bald Gelegenheit haben — es wird bald zur Aufführung kommen. Uebrigens wundere ich mich, daß Sie nicht die Vorlesung des Verfassers besucht haben, die gestern stattgefunden.“

„Auch dann hätte ich noch nicht geurtheilt,“ sagte der Schauspieler. „Auf der Bühne selbst entscheidet es sich erst, ob das Stück als Bühnenproduct gut oder nicht.“

„Also Sie waren nicht dort? Hm, Schade! Aber Sie haben vielleicht doch schon irgend eine Meinung darüber gehört? Was spricht man darüber?“

— „Die Meinungen scheinen getheilt. Der Eine lobt, der Andere tadelt es.“

— „So?“

— „Ja!“

— „Aber wenn es hier über die Bretter geht, werden Sie doch das Theater besuchen, meine Herren?“

— „Ich wahrscheinlich,“ versetzte der Schauspieler.

— „Auch ich — das Ding ist neu und man muß es doch einmal sehen — notabene: wenn kein Posttag ist,“ bemerkte der Kaufmann.

„Sehen Sie es, sehen Sie es, meine Herren — es verdient gesehen zu werden. Apropos — da wir so traulich bei einander sitzen — ich lade Sie ein, eine Flasche Champagner mit mir zu trinken. He Kellner.“

„Ich danke,“ sagte der Schauspieler. „Sie sehen, ich bin mit meinem Weine noch nicht fertig.“

„Auch ich muß depreciren,“ sprach der Kaufmann.

„Nicht doch, meine Herren, gewöhnlicher Rothwein — fort damit — Champagner würzt

das Gespräch. Ueberdies“ — der Sprechende wandte sich an den Schauspieler — „sind Sie ja Künstler, und Künstler lieben doch sonst —“

„Noch einmal, ich muß verbitten.“ —

„Nun, nun, Sie werden doch mit mir — ich bin auch vom Fach.“

„So?“ sagte der Schauspieler und blickte ihm forschend in's Gesicht. „Welches Fach meinen Sie?“

„Nun — von ihrem Fach.“

„Das kann nicht sein.“

„Warum nicht — wie so?“

„Ich vermisse in Ihrem Gesichte das gewisse etwas, was mir Jeden, sei er mir auch ganz fremd, als Bühnenmitglied kennbar macht.“

„Nun denn — Sie haben recht — ich bin Kaufmann.“

„Nein“ sagte der Kaufmann, „das sind Sie nicht.“

„Nun, wofür halten Sie mich denn?“

„Sie können,“ versetzte der Schauspieler, „so eine Art von Künstler, Maler, Musiker oder auch am Ende wohl gar Schriftsteller sein.“

„Sie treffen den Nagel auf den Kopf — aber wollen wir nicht — Kellner, Champagner.“

„Ich muß durchaus verbitten, mein Herr.“ —

„Wohl denn, ein andermal. — Ja, ich bin Schriftsteller.“

„Gewiß dramatischer Schriftsteller.“

„Allerdings! Wer meinen Sie wohl, daß ich sei? Rathen Sie einmal.“

Der Schauspieler maß den Autor mit einem langen ironischen Blick, den derselbe aber nicht zu bemerken schien, und sprach ruhig: „Ich will Ihnen sagen, wer Sie sind. Doch erlauben Sie mir zuvor eine Frage.“

„Sehr gern.“

„Was für ein Landsmann?“

„Ich bin aus B“

„Nun, so sind Sie der Professor Greifenmann, der Verfasser des Revolutionsungeheuers.“

„Trefflich gerathen. Also Sie verschmähen es, eine Flasche Champagner mit mir zu leeren? Bedauere. Aber wir wollen's nachholen. Ich bitte um Ihren geehrten Besuch, meine Herren. Ich wohne oben im Gasthof No. 17. Morgen

um Frühstück, wenn ich bitten darf. Das dürfen Sie mir nicht abschlagen.“

Mit diesen Worten empfahl sich der berühmte Autor. Am andern Tage las man im Abendblatt: „Der Professor Greifenmann hat uns heute früh schon verlassen, um auch in D. . . , woher er von Seiten des Hofes eine glänzende Einladung erhalten, sein Revolutionsungeheuer vorzulesen.“

Das Bombardement von Landrech.

Wenn unsere Leser ein lebensvolles, wahrheitsgetreues Bild der Berliner Revolution in ihren wichtigsten Momenten zu sehen wünschen, ein Bild, welches die ganze großartige Begebenheit, nach den Ursachen, die sie hervorgerufen, nach den Gründen, welche den Verlauf derselben bestimmen mußten, nach den Charakteren, welche handelnd in ihr auftraten in musterhaften Zügen vor ihnen darstellt: so empfehlen wir ihnen das neueste Werk Arnold Ruge's, eine Novelle, „der Demokrat“ genannt, im ersten Theile seiner jetzt neu herausgekommenen „Revolutions-Novellen.“ Ruge bewährt in dieser Novelle abermals seine ganze Meisterschaft in der Handhabung der Sprache. Er weiß so ansprechend, so anziehend und fesselnd zu erzählen, daß man den deutschen Gelehrten, den großen Philosophen vergessen würde, wenn man ihn nicht doch in der Darstellung der Charaktere der besprochenen Zeit, gleichsam hinter den Coulissen operirend, wieder erkennen müßte. Wir entnehmen der Novelle eine Erzählung, welche einige Schlaglichter auf das Jugendleben Friedrich Wilhelm's IV. zu werfen geeignet ist. Sie wird unsere Leser durch ihren Inhalt interessiren und ihnen zugleich den Beweis liefern, wie meisterhaft Ruge erzählt. Die Erzählung ist einem alten Gardeoffizier in den Mund gelegt, der durch sie seinen jüngeren Kameraden, indem die Catastrophe November 1849 bevorsteht, den Be-

weis führen will, daß es nicht gerade nöthig sei, Berlin zur Nachtzeit zu bombardiren. „Es muß magnifique sein!“ ruft ein Gardelieutenant, „der König muß das Nest brennen sehen, er muß die Genugthuung haben und wir wollen unsere Cigarren daran anbrennen!“ Das sei nicht gerade nöthig, meint der alte Herr, und erzählt dann: „In der Campagne von 1815, als wir bei Bellealliance gesiegt hatten, war ich Commandant von La Capelle geworden. Das Ding liegt in Frankreich, wenn man hineinkommt, nicht weit von der Festung Landrech, die wir, wie eine Menge anderer unschädlicher Festungen, bei unserm Marsch auf Paris nur blockirt hielten. Die große Armee ging vorbei und die Bomben lagen still neben den Mörsern dieser Blockadecorps. Ich hatte die Straße zu bewachen und Lebensmittel und Fourage anzuschaffen. Alles was von Brüssel nach Paris ging, passirte durch La Capelle. Eines Tages wurde mir der Kronprinz von Preußen, Seine jetzt regierende Majestät, und der Prinz Friedrich zum Frühstück angemeldet. Das würde jeden Andern als mich in große Verlegenheit gesetzt haben, denn die Durchzüge der Franzosen, Engländer und Preußen hatten in der kleinen Stadt nichts Gescheidtes übrig gelassen; als ich zuerst hinkam, war Alles razenkahl weggefressen und selbst die Menschen waren fort. Ich hatte zwar allmählig Menschen und Vieh wieder angeschafft, aber ein Frühstück, Sie verstehen mich, meine Herren, ein ordentliches Frühstück in La Capelle — daran war nicht zu denken. Dennoch konnte ich es leicht schaffen. Die Gutsherren in der Umgegend weit und breit, denen ich ihre Ochsen abkaufte und ihre Kühe wie Ochsen bezahlte, suchten meine Gunst und schickten mir Fasanen, Hühner und Champagner in Menge und unter ihren Köchen konnte ich mir den besten aussuchen. So zauberte ich Alles zusammen, und als die Prinzen kamen, machte ich mit meinem Frühstück Aufsehen. Zwei Offiziere waren noch mit zu Tische, ich als Wirth der fünfte. Wenn ich aber sagen soll, wie viel Fasane und wie viel Champagner dabei zu Grunde gingen, so erschrecke ich noch immer. Wir schlugen eine Armee dieses Gesichtes, die

ich hatte aufmarschiren lassen, aus dem Felde. Vor allen aber zeichnete sich rühmlichst schon damals aus Seine jetzt regierende Majestät, der Zeit Kronprinz von Preußen. Die Fasanen leisteten ihm keinen Widerstand, er wußte sie ganz und gar zu schätzen, und die Flaschen in seinem Kübel, denn wir tranken den Mousseur natürlich frappirt, im Juli ist das köstlich, wechselten wie die Eimer im Brunnen. Als ich diesen unerhörten Fleiß im Essen und Trinken und diese glänzenden Erfolge mit eigenen Augen sah, da glaubte ich daran, daß der alte König Ulyßes einen ganzen Saurücken und zehn Ledersäcke Wein verzehrt hat, ja, ich war überzeugt, unser Kronprinz, wenn er mit bei den Fäaken zum Essen gewesen wäre, hätte den alten Schweinekönig unter den Tisch getrunken. Der Prinz Friedrich war enthaltfam und schlank; er trug feine und elegant anliegende Kleider, wie ein Gentleman, der Kronprinz dagegen trug sich populär, wie ein Mann des Volks, er hatte Raum in seinem Gürtel; und ein alter grauer Mantel und eine blaue Feldmütze mit rothem Rand darum verbargen die ganze Figur, als er aufbrach. Er war noch immer in seinem Gleichgewicht und stand aufrecht in seinen Schuhen, als ich ihn zum Wagen geleitete. Beim Einsteigen, als er die Handhabe am Wagen suchte, griff er fehl — das kann Jedem begegnen, meine Herren, wenn er gefrühstückt hat — und stand etwas erschüttert wieder neben mir, als ich schon erwartete, er säße im Wagen. Lächelnd sah er sich an und lächelnd mich und fragte: „Schlafen Sie gern?“ — Ich schlafe gut und gern, erwiderte ich, aber wenn ich Sw. Königl. Hoheit dienen kann, bin ich bereit, die ganze Nacht zu wachen. — „Sie sollen heut Nacht nicht schlafen!“ sagte er, und stieg mit meiner Hilfe glücklich in den Reisewagen. Er nickte mir holdselig zu und wiederholte: „Sie sollen heut Nacht nicht schlafen!“ Die andern drei sprangen in den Wagen, wie nüchterne Hasen, warfen die Thür hinter sich zu und grüßten mich kaum, als sie fortrollten. Dem alten Major, unter dem ich kommandirte, und der an seinen Wunden zu Bett lag, erzählte ich den Vorfall, und fragte ihn, was der lockre Prinz wohl da-

mit gemeint hätte: „Sie sollen nicht schlafen?“ Er war mürrisch und sprach sehr unehrerbietig über den Prinzen. Ich hingegen konnte die Prophezeiung nicht aus dem Kopfe bringen, und, als ich mich zu Bett legte, war ich nicht im Stande zu schlafen.“ — Er hielt einen Augenblick inne. „Nun, rief der Prinz Lachs, ist das ein Wunder? Sie hatten's nicht gewagt, sich ordentlich zu betrinken, sonst wären Sie eingeschlafen. Nun waren Sie bloß aufgeregt, weil Sie Andere haben trinken sehen.“ — Ich warf mich hin und her, fuhr der alte Oberst fort, und dachte immer: „Sie sollen nicht schlafen!“ Endlich aber war ich gerade über diesen eintönigen Gedanken eingeduselt. Da krachte es, wie der Weltuntergang über meinem Haupte, Schlag auf Schlag, und die Blitze zuckten zum Fenster herein. Ich sprang aus dem Bett, und kaum war ich in den Kleidern, so wirbelten die Allarmtrommeln durch die Straßen, die ganze Mannschaft rannte nach den Sammelplätzen; und was war es? Seine Königliche Hoheit waren direct vom Frühstück nach Landrecy zu dem Commandanten des Belagerungscorps gefahren und hatten ihn bewogen, die Stadt zu bombardiren, weil sie noch kein nächtliches Bombardement gesehen hätten, und gerade in der Stimmung wären, ein solches Schauspiel zu genießen. Die Stadt brannte an allen vier Enden, der Himmel stand in einem prasselnden Feuer, denn viele Bomben ließen die Feuerwerker mit Fleiß in der Luft krepiren. Das Alles kam von meinem guten Frühstück in La Capelle und von dem Fehlgriff, als der Prinz in den Wagen steigen wollte; denn das sah ich wohl, dabei fiel ihm ein Witz ein. Das war Landrecy und das nächtliche Bombardement. Ich wußte nun, was es hieß: „Sie sollen nicht schlafen!“ Der König, sein Vater, wurde aber sehr böse, als er es erfuhr. Denn die Stadt war verwüstet, und viele Menschen waren umgekommen. Er gab seinem Sohne — einen Verweis und bestrafte den Commandanten des Blokade-corps von Landrecy. Also, wie gesagt, fuhr der alte Oberst zu den Garde du Corps fort. Seine Majestät hat das Alles schon gesehen. Wir können Berlin in Gottes Namen auch bei Tage bombardiren

ren, es wird ihm einerlei sein. Auch stört ihn so etwas nicht in seiner Tischordnung. Nur die Revolution hat ihm den Appetit verdorben.“ —
 „Darum müssen wir die Revolution zusammenschließen, Alterchen, schrie der Prinz Lachs. — Ich habe Euch die Geschichte erzählt, wie ich sie mit angehört habe, fuhr Rohr fort. Brüder, so reden und so denken diese Menschen! Mit dieser Rohheit und Unverschämtheit ist das Lager der Royalisten wieder angefüllt, seit Windischgrätz gestiegen hat. Wir müssen die Donnerstimme des Volkes wieder aufwecken, sonst ergreift dies Gelichter noch einmal in ganz Deutschland die Zügel der Gewalt.

Kenien von W. Glasbrenner und D. Sanders.

Der Soldat gegen die Rebellen.
 Wahr ist's, den eigenen Bruder erschoss ich.
 Doch dafür erhielt auch
 Ein Kommissbrot mehr heut' ich auf höhern Befehl.

Die Kanonen des Absolutismus.
 Donnert, Kanonen, nur fort! Ihr feiert des
 einzigen, großen,
 Achten Regenten Geburt. Brüllt nur! Sein
 Name ist Volk.

Schleswig-Holstein.
 Gut hat Preußen gehandelt an euch. Wenn
 ihr es bestreitet,
 Psui, ihr verdientet fürwahr, preussisch zu
 werden sogleich.

Im Auslande.
 „Ich bin Franzos!“ — „Engländer!“ — „Ich
 Russe!“ — Und Sie, mein Verehrter?
 „Schulze aus Meiningen, Herr! Dero ergebener
 Knecht.“

Der jüdische Vater.
 Sohn, was studirst du das Recht? Erst mußt
 du studiren Gewalt doch!

Weiß ich und seh' ich doch, stets kommt die Ge-
 walt vor dem Recht.

An die Frauen.
 Lieblich Geschlecht, deß Seele die heiligste Kirche
 der Jugend,
 Sorg' für das irdische Heil; bilde uns Män-
 ner heran.

An einen witzigen Fürsten.
 Mächtiger ist als der Deine der Welt-Geist.
 Troß' nur! Des Schicksals
 Rad, o witziger Fürst, rollt unaufhaltsam dahin!

An Kinkel.
 Kinkel, ob schweigt auch das Volk, stolz denkt
 es deiner und sinnt nur,
 Wie es das Garn einst nutzt, Dichter, das
 spulen du mußt.

Die falschen Spieler.
 I.
 Im Cabinet, an dem Tisch, an dem grünen, da
 sitzen die Spieler —
 Karten beschneidend — erst dann öffnen dem
 Volk sie das Haus.

II.
 Aller Betrug half Nichts. Kaum merkt das
 geplünderte Volk hier,
 Daß es bemogelt, so wird tabula rasa gemacht.

Gedichte von Emilie Spreu.

In der Dämmerstunde.
 Am Fenster hab' ich Dich erwartet ... lange ...
 Voll heißer Sehnsucht — Du bist nicht ge-
 kommen. —
 Nun ist die Hoffnung wie der Tag verglommen.
 Und eine Thräne rinnt von meiner Wange.
 Nicht zähmen kann ich mehr das Herz — das
 bange!
 Den letzten Gruß den ich von Dir vernommen —
 Er ist mit Deinem Lebewohl verschwommen
 Still — wie die Welle stirbt im Wogendrange.

Jetzt kann von Dir kein Wort zu mir gelangen,
Nur Dein Gedanke dringt in näch'ger
Stunde —

Wenn ich im Traum an Deinem Blick gehangen.

Zu mir — wie eine ferne Geisterkunde —
Dann . . . wachend halb . . . vom Schlum-
mer halb umfassen
Wahn' ich — mich grüßt ein Hauch von
Deinem Munde.

Nach dem Erwachen.

Die Nacht entwand . . . der Dämm' rung erster
Strahl

Der durch der Wolken düstern Schleier bricht,
Er kündet mir das junge Morgenlicht —
Den Tag mit seinen Müh'n und seiner Qual.

Mir aber scheint die Sonne trüb' und fahl,
Und mich erfreut ihr goldner Schimmer nicht —:
Denn sie entführte mir das Traumgesicht
Das tröstend sich in meinen Schlummer stahl.

Mein Friedensbote ist die Mitternacht —
Mein Sonnenlicht des Mondes bleicher Schein,
Mein Morgen tagt — wenn rings kein Auge
wacht.

Mit Deinem Bilde bin ich dann allein —
Es tröstet mich — der Schmerz wird lind
und sacht —
Und im Entschlummern denk' ich liebend
Dein! —

A n d a c h t.

Die Glocken hör' ich läuten,
Und bleibe lauschend stehn
Und sehe fromme Beter
Zur nahen Kirche gehn.

Längst hab ich es verlernet
Wie diese fromm zu sein,
Mich ladet — will ich beten —
Ein andrer Tempel ein.

Doch hab' ich sie beneidet
Dst um den schönen Wahn.
Der Frieden Dem gewähret
Der treu ihm unterthan.

Ein Kind mit blonden Locken,
Von dunkelm Flor umhüllt,
Geht still an mir vorüber —
Von Andacht tief erfüllt;

Die wohl in ihrem Leben
Noch keine Sünde that . . .

Und doch mit Angst und Bittern
Dem Hause Gottes naht.

Ich folge ihr von Weitem —
Mich lockt der Orgel Klang
Der ernst und majestätisch
Stets meine Brust durchdrang.

Mit einem Hauch der Andacht
Tret' ich zum Hochaltar,
An dem auch ich einst heimisch —
Doch jetzt ein Fremdling war.

Dort waltete ein Priester,
Vor dem der Hauch zerstob . . .
Den — bei dem Gott der Wahrheit —
Kein Heil'genschein umwob. —

An Waldemar.

Du bist der Stern — der mir die Nacht erhellte,
Der Lebenshauch — der meinen Busen schwellt,
Der Genius — der meinen Geist beseelt,
Das Glück — das sonst dem öden Dasein fehlt.

Still — wie die Blume im Verborg'nen blüht,
Heiß — wie die Leidenschaft im Herzen glüht,
Stumm — wie der Seufzer sich der Brust entringt,
Wenn ahnungsvolle Sehnsucht sie durchdringt —:

So lieb' ich — ohne Wunsch und Hoffnung
— Dich,
Du weißt es nicht, nie sah Dein Auge mich . . .
Nicht, daß Dein Bild in meinem Busen lebt,
Daß mein Gedanke ewig Dich umschwebt. —

Fern bist Du mir — wie dort das Mondenlicht,
Das durch der Wolken düstern Schleier bricht.
Du — den nur dann die Lippe zitternd nennt,
Wenn glühendheiß der Schmerz im Busen brennt.

Wir fanden uns.

Wir fanden uns. — Ich eine bleiche Rose,
Die schonungslos man in den Staub getreten . . .
Du nahmst mich an Dein Herz — an's frie-
denlose —

An diesem Herzen lernt' ich wieder beten.

Du glichst der Eiche . . . die der Blitz getroffen,
Der Ranke ich . . . von wildem Sturm zerrissen.
Zu früh verlerten Beide wir das Hoffen —
Umnachtet von des Lebens Finsternissen.

Ich liebte Dich! — Du hast es nicht verschuldet,
Daß ich verbluten muß an tausend Qualen . . .
Du duldest es — wie es die Sonne duldet,
Daß sich die Blume sonnt' in ihren Strahlen.

Nachtwanderer.

Die silbernen Sterne sie funkeln nicht mehr,
Die Welt ist so dunkel, das Herz mir so schwer:
Muß wandern, muß wandern und ziehen! —
Mich treibt aus dem stillen beengenden Haus
Das schaurige Flüstern der Sorgen hinaus,
In nächtliche Fernen zu fliehen.

Und wie ich durchwandle die schlummernde
Welt —

Hoch oben das glanzlose Himmelsgezelt
So düster mit Wolken bezogen —
Da wird es mir wohl in der einsamen Nacht,
Ich fühle beschwichtigt von heiliger Macht
Des Herzens bangathmendes Wogen.

Das Leben verstummt, die Welt um mich her
In Träume versunken, als wär sie nicht mehr,

Und Eines nur wach und lebendig!
Eins frei nur von Allem — der strebende Geist,
Von schwebenden Aethergebilden umkreist,
Will bauen und schaffen beständig.

Er badet sich freudig im ewigen Licht —
Entlossen des Urgeistes Angesicht —
Und schweift nach unendlichen Höhen;
Kühn tritt er hinaus aus der graulichen Nacht
Und fühlt von dem Hauche der göttlichen Macht
In Sphären des Lichts sich umwehen.

Und funkeln die silbernen Sterne nicht mehr,
So dunkel die Welt und das Herz mir so
schwer: —

Ziehe blühendem Morgen entgegen. —
Ach! weile, du schweigsame, trauliche Nacht,
Du reifest die Zukunft; die Blüth' ist erwacht
Zu abendlich zeitigem Segen.

F e u i l l e t o n .

Berliner Dienstmädchen-Communismus. Vor Kurzem war eine in der Leipzigerstraße wohnhafte vornehme Familie zu einer Gesellschaft geladen, aus der sie voraussichtlich erst spät nach Hause zurückkehren konnte. Der Zufall wollte es indessen, daß der Hausherr schon nach kurzer Abwesenheit nach Hause kam, weil er etwas vergessen hatte. Zu seiner nicht geringen Ueberraschung fand er sein Dienstmädchen vor dem Spiegel stehend, angethan mit den kostbarsten Kleidern und Pretiosen seiner Ehefrau und eben bereit mit einem andern ähnlich gekleideten Mädchen und einem stutzermäßig aufgeputzten jungen Mann das Zimmer zu verlassen. Sie hatten die Absicht, in diesen Anzügen die Promenade zu besuchen, indessen wurde aus der Parthie diesmal nichts. — Ein ähnlicher Fall ereignete sich in der Ziegelstraße bei der Wittwe eines reichen Zimmermeisters. Als die letztere früher als erwartet worden, aus einer Gesellschaft nach Hause kam, fand sie ihre Wohnung festlich erleuchtet, sämtliche Lichter des Kronenleuchters angezündet und für eine Anzahl Personen einen Tisch servirt. Es sollte eben das Abendbrot aufgetragen werden, als die Herrin der Speisekammer eintrat, um sie gegen die unverhofften Angriffe ungeladener Gäste zu schützen.

Ein Gothaer Stadtgeistlicher, der sich dem Volke schon längst mißliebig gemacht, verweigerte im September 1848 am Grabe eines armen Bürgergardisten, dessen Begräbniskosten freiwillige Beiträge gedeckt, eine Rede für Einen Thaler zu halten, der nur noch von der Sammlung übrig war. Dafür zerstörte ihm das Volk ein kleines Gartenhaus, vom Volkswitz „die Bouffirschachtel“ genannt, weil seine Töchter ihre Liebhaber darin abwarteten. — Der gemeine Mann erwartete mit Recht, daß dieser „Geistliche“ vom Amt entfernt werde. Es geschah nicht. Was geschah denn überhaupt seit dem November 1848? — Im heurigen Confirmandenunterricht hatte dieser geistliche Herr den Kindern ein Langes und Breites über den Bibelvers erklärt: Seid unterthan der Obrigkeit; denn sie ist von Gott geordnet. Er hatte ihnen bewiesen, daß alle Macht und Herrlichkeit der Welt von Gott komme und daß der Macht der Fürsten sich zu widersetzen eine Sünde am heiligen Geiste sei. In der folgenden Stunde examinirte er über seinen in der vorigen gehaltenen Vortrag. Er fragt einen Knaben: „Von wem sind die Regierungen eingesetzt?“ Antwort: Vom Volke. — Pfarrer: Was ist das für eine alberne Antwort! Von wem stammt alle Macht und Herrlichkeit

der Erde? Antwort: Vom Volke. Pfarrer, entrüstet: Höre Du willst wohl auch so ein Achtundvierziger werden, die Alles umstürzen und zerstören wollen? Antwort: Ja! — Die übrigen Knaben durcheinander schreiend: Wir auch! Wir auch! Die Poussirschachtel! Die Poussirschachtel! — Der Herr Pfarrer wird wüthend; die kleinen Rangen schreien nur noch ärger. In der friedlichen Stube der Pfarrwohnung, deren Wände eine solche Scene noch nicht erlebt, entsteht eine förmliche Rebellion und der geärgerte Gottesmann muß die Sitzung aufheben. Ähnliches ist wohl schwerlich schon in einem Confirmandenunterricht vorgekommen. Ein sehr deutungsvolles Zeichen der nächsten Zukunft!

Ein weiblicher Schauspieler und Honved-Offizier. In Klausenburg wurde vor einiger Zeit ein gewesener Honved-Lieutenant, welcher Privatunterricht erteilte, im Stillen arretirt. Nach dem Ausgang des summarischen Verhörs ergab es sich, daß er die Tochter eines galizischen Gestein-Departements-Beamten, Pauline P., ist. Sie war schon in den Jahren 1847 und 1848 als Mann verkleidet bei einer Schauspielergesellschaft, ließ sich dann bei einem Honvedbataillon anwerben, ging zur akademischen Legion über, und machte das Gefecht bei Des und Gattalva, die Schlachten bei Hermannstadt, Stolzenburg, Salzburg, Mühlbach und Broos mit. Bei letzterem Orte wurde sie wegen Bravour von Bem zum Lieutenant ernannt, und kam endlich, durch zwei Schüsse im Fuß verwundet, in Gefangenschaft nach Karlsburg.

Der Engländer. In dem Carlistenkriege war der englische General Lord Chichester einmal von dem Baskenführer Iturbe mit großem Verluste zurückgeschlagen worden. Am andern Tage ließ der Engländer den Basken zu einer Unterredung einladen. Die Einladung wurde in der Erwartung einer wichtigen Eröffnung angenommen; aber siehe da, der englische General beabsichtigte weiter nichts als ihm Glück zu wünschen, ihm einige auszeichnende Worte über seine gestrige militärische Aufführung zu sagen und ihn schließlich um die Annahme einer Kiste Cigarren zu bitten.

Hendrik Conscience's anziehende Erzählung „Der Rekrut“ ist in einer glatten und gerundeten Verdeutschung D. L. B. Wolff's bei C. B. Lortz in Leipzig erschienen. Die höchst

thätige Verlagsbehandlung hat uns damit eine Lectüre geliefert, die keineswegs gewöhnliches Leihbibliotheken-Futter, sondern durch die Tiefe ihrer Gemüthlichkeit, die Natürlichkeit und Ursprünglichkeit ihrer Schilderungen in Situationen und Charaktern eine schöne Stufe in der vom Auslande uns gebotenen Unterhaltungsliteratur einnimmt und selbst der Jugend in die Hände gegeben werden darf.

Louffaint Louvertüre, von Zahlhas. Endlich entschließt sich die deutsche dramatische Muse zu stärkeren Griffen in Herz und Nieren der Weltgeschichte. Laube'sche Abenteuer mit feckem und coquettem Augenausschlag, jene Schnurrbärte mit dem chevaleresken Wagniß um Glück, Gunst und Ruhm, können so wenig mehr die Helden unserer Zeit sein als die Gukow'schen Grillenfänger und Sonderlinge, die sich ihren Lebensplan tiefsinnig auf die Nagelprobe legen. Auch Freytag's graziöse Salonwelt mit dem Widerstreit blasirter Satyre und jovialer Naturfrische will uns als eine vormärzliche erscheinen. Wir brauchen jetzt Helden, die das Schicksal der Welt auf ihre Schultern nehmen, und dem Drama fehlten längst die echten Männer der That. Ist das die Stimmung des Zeitalters, so ist es zugleich eine Forderung, die uns, wo nicht sofort zu meisterhaft gelungenen und vollendeten dramatischen Gedichten, doch zu wahrhaft dramatischen Stoffen und Gestalten verhilft. Wir heißen Louffaint Louvertüre von J. B. v. Zahlhas unter den Geburten der mannbar werdenden dramatischen Muse Deutschlands willkommen. Des Verfassers frühere Schauspiele, Heinrich von Anjou u. A. gehörten den zwanziger Jahren des Jahrhunderts an; „Ludwig XIV. und sein Hof,“ ein späteres Werk, ging vor Jahr und Tag unter Marr in Leipzig über die Bretter, trug aber, davon abgesehen, daß des Verfassers Pinsel zu derb für's Lustspiel ist, entschieden die Farbe abgebleichter Interessen. Um so erfreulicher ist bei so hohem Alter die frische Schwungkraft, die uns hier in Louffaint Louvertüre mit dem ganzen brennenden Feuereifer der Leidenschaft, zugleich mit der drastischen Schlagfertigkeit des Epigramms, mit der scharfen Antithese dramatischer Gegensätze ein Charaktergemälde im kräftigen Styl der Historie geliefert. — Ein kurzes Vorspiel unter dem Titel: „1789“ gibt uns eine Schilderung vom Hochmuth der Weißen auf Hayti, einen Blick in die blasirte Verworfenheit der altfranzösischen Courtoisie, welche den schwarzen Bruder als Haushier, wo nicht als Sache nahm. Ein junges, neu vom Mut-

terland angekommenes Mädchen schaudert vor dieser Verirrung, und ein junger Sklave in dem sie einen „Menschen“ anerkennt, stürzt vor Freude zitternd vor ihr nieder. Was das Christenthum von der Freiheit der Menschen verkündigte, war den Schwarzen unter der Peitsche der weißen Herren wie eine Mythe verklungen. aber in Paris ist das Zauberwort „Menschenrechte“ neu entdeckt, und der schwarze Sklave, der von den Lippen des Mädchens diese Kunde hört, ist Toussaint, nach „allen Heiligen“ also benannt, aber bald als „Louvverture“, als Derjenige umgetauft, der seinen Brüdern die Welt der Freiheit eröffnet. Ein Vulkan gährt in seinem Innern; er sinkt zitternd vor Ungeduld vor einem Priester nieder und beichtet was sein Herz bedrückt; er hat schon lange in heißen stillen Gedanken den Tag der Rache herbeigesehnt. So schließt das vortreffliche Vorspiel, das vielleicht nur den Fehler hat, etwas zu farg in seinen Andeutungen zu sein. Wir sehen dann im Stück selbst Toussaint sofort als Obergeneral wieder. Elf Jahre Krieg haben gewüthet, um die Insel von der Tyrannei zu säubern. Aus dem Tag der Rache sind Jahre blutiger Thaten geworden; aber im Helden ist die Krone der Menschheit, die Humanität gerettet. Der Dichter läßt uns den Sprung thun, ohne nur irgend wie für Toussaints Entwicklung in dieser Epoche einen Rückblick als Andeutung zu geben. Um nicht episch oder lyrisch zu werden, ist der rauhe Pyrrhus, der uns den gewordenen, den fertigen Toussaint hinstellt, fast zu farg. In dem aber was er gibt, ist die spartanische Schlagkraft, die markige Prägnanz der Sprache und Darstellung als meisterhaft zu bezeichnen. Das Bild des gewordenen Toussaint steht, wie gesagt, fertig vor uns, und so ist das ganze dramatische Werk auch wesentlich als Charaktergemälde zu nehmen. Bei einem Tableau beschäftigt uns weniger die Genesis des dramatischen Inhaltes, als vielmehr bloß die Gruppierung der Gestalten. Ein Tableau hat nur in den Ereignissen, nicht im Charakter seine Entwicklung. Dennoch ist der Stoff trotz einiger Breite in den ersten Akten höchst bühnenkundig entwickelt und gegliedert. Die einzelnen Momente sind dramatisch entwickelt, und das Stück, trotzdem es wesentlich Gemälde ist, hat seine dramatische Arsis und Thesis. Auf der Höhe steht Toussaints Sonne als

er den gelben Rigaud, den General der Farbigen, durch die edle Güte seines liebevollen Wesens für sich gewinnt. Rigaud hat Mörder gedungen; ihre Kugeln trafen aus Zufall fehl. Dessalines, Christophe, Alle bestürmen den General, das Werk der Rache als Sache der Gerechtigkeit zu üben. Laßt in allen Kirchen ein Ledeam singen! kommandirt Toussaint, — aus Rache, Dessalines, aus Rache! — Dieser und ähnliche schöne Züge aus dem Leben des Helden sind wirksam benutzt. Die Feier der Humanität des schwarzen Freiheitsmannes ist durchweg gelungen. Eben so rühmlich ist die Kühnheit, in Napoleon die ganze trügerische Lücke des fanatischen Despotismus zu entlarven, um so rühmlicher als die Darstellung hier gegen die Phrase und den hergebrachten Glauben der Welt verstößt. Der kriegerische Heiland der Schwarzen wird ein Märtyrer seines edlen Wahns, der Haß der Farben sei endlich in soviel Strömen Blutes erloschen. In heißen rasischen Bildern von Kraft, Mark und Leben stehen die Momente von Toussaints Schicksal vor uns, bis uns der fünfte Akt wie ein elegisches Nachspiel auf Fort Jour bei Besançon in dem Traumbild des sterbenden Opfers die Nemesis des Henkers auf St. Helena vorführt.

(Europa.)

Die Rachel kommt abermals nach Deutschland und wird es der früher fast verunglückten Versuche ohngeachtet nochmals unternehmen, ihren französischen Ruhm deutschem Urtheile gegenüberzustellen. Sie wird, von einer französischen Gesellschaft unterstützt, im August sechs ihrer bedeutendsten Rollen auf dem Hamburger Stadttheater spielen, außerdem auch noch auf andere Bühnen den gleichen Cyclus wiederholen. Möge sie überall die ihrem Rufe und der Kunst gebührende vorurtheilsfreie, gerechte Beurtheilung finden.

Vergänglichkeit der Künstlergrößen. Zwei der bedeutendsten jetzt lebenden Künstlernotabilitäten, Mad. Viardot-Garcia und Herr Tichatschek haben nach unparteiischen Mittheilungen aus Berlin daselbst fast Fiasko gemacht, und Berlin steht doch wahrlich nicht in seinen Kunsturtheilen gegen Gäste von Ruf streng zu sein. Sic transit gloria mundi.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

In Commission der Arnoldischen Buchhandlung in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede.